

Die Kette Welt

Nr. 9

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

Die Wittib.

Roman von Toni Mark.

(Fortsetzung.)

Der Fremde sann eine Weile nach und meinte, so lästig ihm solch mehrfache Dinge sonst seien, für diesmal müsse man vielleicht doch zu einer List greifen, wenn die Gnädige so hart sei: er werde also ein Telegramm schicken, daß eine Tante erkrankt sei, die Mofi solle sofort kommen. Dieser leuchtete der Frau recht ein und sie dankte vielmals. Um ihr die Schereisen zu ersparen, versprach der Herr noch, ihre Sachen vom Hause abholen zu lassen und sie sollte gleich mitgehen mit dem Manne, den er schicken werde: es würde Freitag Vormittag sein, er hoffe, daß sie nicht abergläubisch sei. Zum Abschied küßelte er ihr recht kauft die Wangen. Das war ihr freilich, als wenn sie Funken spritzen müßte, aber bei einem so lieben, guten, freundlichen Herrn glaubte sie doch standhalten zu müssen; zum Schluffe vernahnte er sie, mit niemand über ihre Abmachungen zu sprechen, es gäbe so böse Menschen, welche hinter dem besten Meinen Unheil witterten und sie nur verwirren würden.

Die Mofi flog nach Hause. In einem Fieber der Erwartung verbrachte sie die Stunden, bis am dritten Tage die Depesche anlangte. Wie sie ihrer Herrin den Inhalt derselben mitgeteilt hatte, war ihr nicht mehr klar, sie wußte nur das eine, daß die Herrin sie hin und her ausgefragt hatte, da war ihr angst und bange geworden, es möchte sich jemand zwischen sie und ihr Glück stellen, darüber war sie in eine solche Wut geraten und fest und frech geworden, daß die Frau sie auführ, es tue ihr im Herzen leid, daß sie ihre Kinder einem solchen Ausbund von Frauenzimmer anvertraut habe, sie möge nur schauen, bald aus dem Hause und zu der „kranken Tante“ — einen Braten, den sie wohl rieche — zu kommen.

Daß sie bei ihrer Befreiung an der eigenen Ehre so gekränkt wurde, war der Mofi unlieb, aber was ihr bevorstand, erfüllte sie so, daß sie sich über die Kränkung hinwegsetzte.

Die glänzende Aussicht auf die Zukunft schwellte ihr das Herz und sie hätte es laut der Welt verkünden mögen, aber der gute Herr hatte ihr Stillschweigen geboten; da lag nun das Geheimnis in der jungen Brust und drohte sie zu zersprengen. Und wie sie abends das Bier holen mußte, da stand an dem Tore der Hausmeister und fragte sie so väterlich um ihr Wohlergehen, daß ihr von seiner Freundlichkeit das Herz überlief. Sie blieb stehen und schüttelte es bis auf den Grund vor dem Manne am Tore aus. Er hörte ihr aufmerksam und wohlwollend zu, wie sie aber zu dem Saum und der Seide kam, da wurde ihm das Gesicht länger und die Augen größer, und er sah sich das Mädel

genauer an und faßte ein richtiges Wohlgefallen an seiner Frische. Er sagte nichts weiter, aber wie er die ganze Angelegenheit durchschaut hatte, wollte er sie schon hintertreiben; denn sie versprach ihm einigen Gewinn im Ansehen und auch irgendein Anrecht auf das hübsche, unverdorrene Mädel, und für solche war er im Herzen immer eingenommen, zum großen Vergnügen seiner Frau.

Wie also Zwei ihn so sehnsüchtig herbeiwünschten, kam endlich der Freitag heran. Gegen elf Uhr vormittags fuhr auch richtig ein Handwagen, von zwei kräftigen Menschen gezogen, vor das Haus. Flugs stellte der Hausmeister sich selbst auf den Posten und schickte seinen Unben zur Polizei, die er bereits Tags zuvor verständigt hatte. Als die beiden Männer mit einem großen, schweren Koffer die Treppe herabkamen, donnerte er ihnen gebieterisch ein „Halt“ entgegen. Ihr Erstaunen ließ er nicht zu Worte kommen, sondern befahl ihnen, den Koffer augenblicklich auf die Erde zu setzen; mit ihren Salben sei er auch geschmiert: da hätten sie sich früher den Hausmeister im Hause ansehen müssen, ehe sie solche Schandtaten begännen. Nun wollten die beiden Männer aufbegehren und heftig werden, inzwischen war der Polizeiinspektor mit zwei Schutzleuten aufgerückt, hinter ihnen her eine Schar von Neugierigen; denen wurde das Tor vor der Nase zugeschlagen und die Mofi geholt, und der Inspektor begann ein Kreuzfeuer von Fragen und die Mofi mußte die ganze Geschichte haargenau erzählen, wenn ihr gleich das Herz im Leibe vor Schreck und Angst zerspringen wollte. Dann sagte der Inspektor feierlich: „Es ist also der Tatbestand festgestellt: im Namen des Gejesses —“ aber da war durch das laute Wesen ein Hausbewohner nach dem anderen herbeigelockt worden und zuletzt humpelte noch eine gebrechliche, alte Dame aus dem obersten Stockwerke herab, welche auch von etwas Ungehörlichem, das sich im Hause abspielte, vernommen hatte und angstvoll dem Lärme nachgegangen war.

Als sie die Polizei und ihren Koffer wahrte, drängte sie sich durch die Menge und bat zitternd um Aufschluß. Der Inspektor wurde betreten, er konnte sich selbst nicht mehr aus und sah fragend auf die alte Frau, auf die Männer, auf den Koffer, auf die Mofi, auf den Hausmeister und wieder zurück auf die alte Frau:

„Also, warten Sie einmal, das verstehe ich nicht! Sind Sie vielleicht die Frau Schwester?“

„Gott bewahre, eine Schwester, das bin ich nie gewesen, ich habe nur eine Tochter, zu der ich aufs Land fahren soll: ich habe ohnehin nicht gewollt und noch dazu an einem solchen Unglücks-

tag, aber sie haben mich so gedrängt, und wie recht hab ich gehabt!“

Das Zeugnis, das der Hausmeister der alten Dame als einer „sehr auständigen, jahrelangen Partei“ anstellte, und die Zustimmung der Hausbewohner gab dem Inspektor die Sicherheit, daß ein Irrtum vorliege; er ließ also die Männer mit dem Koffer unbehindert ziehen, pugte den Hausmeister recht herunter, daß er solch blinden Lärm schlage und die Polizei belästige, und machte Anstalt, abzuziehen, aber da war zur angesagten Stunde ein Mann mit einem Karren herangekommen, welcher, wie er die Polizei und die neugierige Menge sah, in seinem bösen Gewissen erschreckend, eilends kehrt und mit dem Fahrzeuge sich aus dem Staube machte. Durch seine Eile aufmerksam geworden, setzte ihm die Menge mit einem: „Halt! Halt! Halt! Halt!“ nach und hatte ihn bald umzingelt, daß er nicht mehr anstunte. Er wurde eingebracht und in der Angst um die eigene Freiheit verriet er bald seinen Spießgesellen. Der Hausmeister aber schlug sich triumphierend in die Brust.

Ein begoffener Pudel möchte noch als das Symbol aufrechter Selbstherrlichkeit gelten neben der bestürzten Mofi. Es hatte sich bald herumgeredet, worum es sich drehe und wer eigentlich des ganzen Auflaufes Ursache sei. Zuerst hatte das Mädchen den Tumult nicht begriffen, aber eifrige Männer klärten sie auf, was alles mit ihr hätte geschehen können und daß sie jetzt eine Vorladung zur Polizei bekommen werde. Dazu gafften alle Augen auf sie und sie kam sich wie eine Verbrecherin vor. Da schlug sie die Hände vors Gesicht und verbarg sich hinter ihnen. Wie sie sich so von der Welt abgeschlossen hatte und sich allein mit sich selbst fühlte, stellte sich ihr bester Helfer, ihr Stolz, breit und payig vor die Scham und Verzweiflung, daß keiner ihrer gewahr wurde, zog ihr wieder die Hände vom Gesichte und bligte ihr aus den Augen.

Und sie lief hinaus in die Wohnung.

Die gnädige Frau mochte freilich mit einem so verlorenen Geschöpfe nicht länger zu tun haben, das man ja nicht einmal auf die Gasse schicken konnte, ohne Gefahr zu laufen, mit der Polizei in Konflikt zu kommen. Auf der Stelle mußte die Mofi den Dienst verlassen und durfte noch froh sein, daß der Hausmeister ihr in seiner eigenen Wohnung einen Unterschlupf bot. Sie ließ es sich wenig kümmern, daß die Frau Hausmeisterin greinte und scheele Augen machte, und bat den Mann recht inständig, ihr rettend zur Seite zu stehen, als wirklich die Vorladung zur Zeugenschaft eintraf. Als der Hausmeister ihre Angst und ihr

Vertrauen zu ihm sah, wurde er sehr freundlich, streichelte sie viel und redete ihr Mut zu. Er putzte sich stattdessen heraus und geleitete sie zum Ante, wickelte dort nicht von ihrer Seite und gab die Antworten, nach denen sie befragt wurde, so ausführlich und schimpfte mit derben, aber zutreffenden Worten viel auf das miserable Gesindel und schwatzte von jungfräulicher Ehre und Tugendhaftigkeit so erfahrungsvoll, daß der Beamte ihn anfuhr: Ihn hätte keine Frage nach etwas gefragt, er sollte gefälligst ruhig sein und das Mädel endlich einmal zum Worte lassen.

Die Mofl sah ihn dankbar und bewundernd an und als sie zuletzt entlassen wurden, schrieb sie es einzig seiner Redegewalt zu, daß sie nicht am Galgen hängen sollte, denn solches hatte sie bei nahe erwartet.

Der Mann war in eine sehr erhobene und feistliche Stimmung gekommen und führte die Mofl zur Feler des Tages in eine Weinstube, ließ eine Flasche Pfaffstättener antragen, trank eifrig und nötigte auch das Mädel zum Trunke. Sie nippte bloß, weil sie Wein nicht mochte, er aber ließ sich noch eine zweite Flasche munden. In der hellersten Dämmerung kam er heim.

Sein Weib, als sie seinen Zustand erkannte, fing an zu schmähen und zu leifen, er sei ein rechter Säufer und Schürzenjäger. Sie habe es schon gemerkt, wo das hinaus solle mit dem Landmenschen. Es sei nicht das erste Mal, daß er solches Stumpert aus Haus brächte, aber alle vier Augen wolle sie dem fauberen Paare austragen.

Er bat sie höflich, das Maul zu halten. Ihre Zeit sei längst um, am liebsten wirke er sie zum Tempel hinaus. Herr in seinem Hause sei er, er ganz allein. Was er tue, gehe sie einen Schmarrn an.

Er freute sich unbändig und zog die Mofl an sich heran. Aber diese, als einmal die Starrheit über die Nerven, die sie hatte anhören müssen, gewichen war, schlug um sich wie ein junges Füllen, rannte in die Küche hinaus und hockte sich neben den Herd. Der Alte, einmal heilig gemacht, wollte ihr nach, sein Weib verstellte ihm die Thür, da warf er es gewaltsam aus dem Wege und sprang der Schönen nach. Sie schnellte in die Höhe, ihre Augen bligten ihm entgegen wie Messerflinten, so scharf und hart, aber der Zubringliche setzte ihr mit seinen Bärtlichkeiten zu; da schlug sie mit den Fäusten um sich, ein Stoß vor die Brust mit ihrer ganzen jungen Kraft schob ihn beiseite und sie entfloh an ihm vorbei, zum Hause hinaus, um nie wieder zu dieser Unglücksstätte zurückzukehren. Was sie zu ihrem Ausweise brauchte, trug sie ohnehin noch von der Vorladung her in der Tasche; ihre Habseligkeiten aber, an denen sie so hing, ließ sie den fauberen Leuten, von denen sie nach Jahren erfuhr, daß sie immer inniger sich miteinander gebalgt hätten, bis er sie halb lahm schlug und sie ihm Mänsegift ins Essen tat.

Nach dieser Flucht war die Mofl trost- und ratlos und im Inneren fühlte sie sich bitter verletzt und an ihrem Stolze gekränkt, weil sie so ganz ohne Verschulden in Verzweiflung gekommen war. Eine bitterliche Sehnsucht nach der Liebe des Vaters, nach dem Frieden der Heimat überfiel sie mächtig und wuchs so stark, daß sie gefaßt sich zu der Bettfran, bei der es ihr eigentlich noch am besten ergangen war, begab, mit dem festen Entschluß, am nächsten Morgen zur Heimat zurückzukehren.

* * *

Als sie nach einem gesunden Schlaf vergessen sich ihren Vorsatz überlegte, wurde sie anderen Sinnes; ihr kräftiger Freund, der Trost, häumte sich zum harten Kampfe gegen die ganze Welt auf und der liebe Hochmut stachelte ihn recht wacker dazu an. Wie hätten die Brüder und Schwestern die Wagenmüde mit einem schallenden Gelächter ausbezahlt, wenn sie so kleinnützig und ausgefackelt angerückt gekommen wäre nach kaum eines Jahres Frist? Und daß sie mit der Polizei hatte zu tun gehabt, schändete sie in ihren eigenen Augen!

Eigentlich hätte sie schon eine Menge Ersparnisse machen müssen und das lustige Leben der Stadt in großen Zügen genießen sollen, um daheim zu Ansehen zu gelangen! Statt dessen war ihr nichts zu eigen, selbst ihre Aussteuer von daheim war dahin, wie das Wasser zwischen den Fingern durchläuft. Es stand ihr auch gar nicht im Sinne, sich darum zu bemühen, die Angst vor dem Illsternen Menschen war zu groß. Und was sie bisher erlebt hatte, war auch nicht danach, um Aufhebens zu machen! Also wollte sie von neuem beginnen.

Sie sagte der Bettfran beim Weggehen, daß sie erst wiederkäme, wenn sie einen Dienst angenommen hätte; kam auch des Abends milde und schlechtlaunig, aber mit der Sicherheit, untergebracht zu sein, nach Hause. Die freundliche Zuversicht von früher war ihr freilich vergangen, sie hatte die Lust an den Menschen verloren, immer mehr und mehr.

Was hatten die Frauen sie nicht alles gefragt? Ob sie Länse habe? Ob sie gewohnt sei, ihre Liebhaber in der Küche einzuladen und zu bewirten? Ob sie nicht lange Finger mache?

Auf solche Fragen hatte die Mofl nicht einmal eine Antwort gegeben, sondern sich umgedreht und war schweigend und voll Verachtung für solche Erbarmlichkeit aus der Thür gegangen.

Endlich hatte sie in einem kleinen Kaufmannshaus eine Stelle als Mädel für alles angenommen, welche sie gleich am nächsten Morgen antreten konnte.

Krumm und ohne jegliche Habe zog sie in das Haus ein und, wie sie wenig Freundigkeit zum Dienste mitbrachte, so trugen die neuen Dienstherrn auch ihr wenig Vertrauen entgegen. Doch im Drange, zu erwerben, wandte sie allen Eifer und alle Kraft an die Arbeit; da merzte sie den schlechten Eindruck wieder aus und wurde mit Stolz dessen gewahr, daß es von ihrem Willen abhängt, sich in eine gute Meinung bei den Leuten zu setzen, auch wenn ihr nicht viel an ihnen liege.

Durch die trübten Erlebnisse war ihr der Sinn herb und streng geworden, sie traute den Menschen nicht auf zehn Schritte und stellte sich fast feindselig gegen jeden, der ihr entgegenkam. Dabei ward es ihrem stolzen Wesen schwer, zu bitten und zu fragen, da mochte sie lieber durch Schaden klug werden als jemandes Rat einholen; sie war aber geschickt und kam meist ohne große Einbuße glimpflich davon. Auch wurde sie auf keinem Posten heimlich; denn sie strebte immer weiter und immer höher im Ruhm und Ansehen und guckte und lugte nach allen Seiten, um zu lernen und ihre Ansprüche zu begründen. Was sie erwarb, hütete sie sorgsam. Ein Teil ihrer Habseligkeiten war ihr auf unständlichem Wege zurückgekommen; das war ihr lieb gewesen und hatte ihr Freude gemacht, denn es waren Dinge aus der Heimat; daß sie aber so leicht um ihre Habe gekommen war, machte sie vorsichtig und zurückhaltend im Einkauf; lieber behielt sie das sauer erworbene Geld.

Zwischen zwei alten Buchdeckeln lagen und mehrten sich die Papiernoten und das Blickelein wurde immer inhaltsreicher und kostbarer für die Mofl. Sie hielt es tief unter ihren Sachen versteckt, nur einmal des Monats, am Sonntagabend nach dem Ersten, kramte sie es hervor, ließ die Blätter ein paar mal durch die Finger gleiten, ohne sie je zu zählen, band wieder ein altes Ausstoßbüttel kreuzweise darüber und vergrub es aufs neue. Da stat es bis zum nächsten Male unter einer Fülle von alten Kleidern und Schuhen, die für die Herrschaft unbrauchbar geworden waren. Der Mofl gaben sie immerhin noch eine Garderobe, soweit sie der Handelsjude als ganz wertlos zurückgewiesen hatte. Aus dem Erlöse der verkaufbaren, sowie dem der Habern und Knochen bestritt sie leicht ihre Bedürfnisse. Außer den Scheinen verachtete sie jegliches Geld. Als man ihr einmal den Lohn in klingendem Golde auszahlen wollte, bat sie herzhaft und entschieden, ihr lieber eine Danknote zu geben, sie vermöchte es dem kleinen, rundlichen Dinge nicht anzusehen, daß es einen so großen Wert im Leibe trage, und ließ sich durch kein Gelächter beirren.

So führte sie ein stilles, gegen die Welt abgeschlossenes Dasein, das kein Erlebnis bewegte. Die Woche hindurch mühte und plagte sie sich, befriedigte sich aber damit. Nur wenn der Sonntag kam, stieg es ihr oft schon des Morgens zu Kopfe, wie es der Nachmittag werden sollte.

Ein einziges Mal hatte sie versucht, mit der Ströme der Freuden mitzuschwimmen, welcher der Sonntags die Mädchen und Burschen fortrifft. Aber da hatte sie der Strudel erfaßt und ihr wirbelnden kurzen Atem genommen, daß sie langsam ver-schnaufen mußte und Mund und Augen aufsperrte über all' das, was sie zu sehen kriegte. Mit Hans genossenen war sie in den Prater ausgeflogen nach den Späßen des Wursteis, die ihr albern erschienen, und einem drehenden Schwirbel, den ihr das Ringelspiel bereitet hatte, war sie in eine kleine Schenke geraten, voll verwegener Soldaten und ver-liebter Dirnen. In zorniger Angst und mit Widerwillen hatte sie in diesem Getriebe ausharren müssen, bis ihre Begleiterinnen mit ihren Schätzen den Heimweg antraten, allein mochte sie den Weg nicht finden.

Am anderen Tage schimpfte sie die Mädel, welche sie dazu verleitet hatten, aus Selbstkräften zusammen und zog sich die bitterste Feindschaft zu, so lange sie im Hause blieb, wurde sie genüßet und verhöhnt.

Und doch steifte sie sich hartnäckig auf die Freiheit des Sonntags, ohne sie genießen zu können. Unzufrieden band sie sich ein Kopftuch um und schlenderte durch die Straßen; je leerer und stiller sie waren, desto lieber beging sie sie, und hing dabei ihren galligen Gedanken nach.

Wenn manchmal einer an ihrer Munn ein Gefallen finden wollte und sich anbot, ihr ein Gefelle zu werden, dann fuhr sie mit dem Ellenbogen aus und das eifertige Züngeln, das sie wohl bewahrt hatte, zügelte ihm blitzschnell ein paar Grobheiten an, daß der Versucher abschob, ehe ihn der Messel wieder brannte. Und die Mofl rannte während nach Hause und legte sich mit ihrem Menschengroll zettig zu Bette, um einer frühlicheren Montagsstimmung entgegen zu schlafen.

* * *

Als sie wieder eines Sonntags so ganz besonders verstimmt ihren Ausgang abschleuderte, da geriet sie vor eine Kirche. Die Tore standen recht ein-ladend offen und des Vaters letzte Ermahnung vor dem Abschied: „Du recht fleißig sein und unsern lieben Herrgott nicht vergessen!“ lenkte ihren Sinn; sie stieg die Stufen hinauf und trat ein in den nachmittagsstillen Raum. Tiefe Schatten durchdämmerten ihn, farbige Sonnenlichter spielten zwi-schendurch an der Decke, ein Priester murmelte Gebete an einem Seitenaltar, vor dem ein paar alte Weiber knieten. Die Mofl besprengte sich ausgiebig mit Weihwasser um sich eine gehörige Andacht zu schaffen, kniete abseits in einer Ecke nieder und betete ein Vater-unser uns andere mit flinken Lippen ab, das erste für ihr Seelenheil mit frommem Sinn, die folgenden ganz unheilig. Die Augen flogen ihr hin und her durch die schöngewölbte Kuppel und folgten den bunten Sonnenstrahlen nach bis an die bemalten Fensterscheiben. Vom Hochaltar schaute freundlich und milde eine fromme Königin in den dunklen Raum. In dem geschürzten Gewande barg sie Rosen und, wie sie davon den Armen, die vor ihr knieten, reichte, waren sie zu Broten gewandelt. Lange mochte die Mofl den Blick nicht abwenden von der heiligen Elisabeth. Sie hatte ja ihrer Christenpflicht bisher auch Genüge getan, aber immer nur unter dem Zwange der Gewohnheit. Nie jedoch war ihr ein solcher Frieden im Gotteshause geworden. Sie gab sich gern und ganz dem wohligen Gefühle hin, bis ihr das Knien auf den harten Steinfliesen beschwerlich wurde. Da tat sie es ein paar Weiblein, die ganz versunken in den Betstühlen saßen, nach und suchte sich auch ein Plätzchen, eines, welches schön heimlich und verborgen hinter einem Pfeiler lag. Und wie sie eine Weile ganz ruhig darin ge-lassen hatte, von der tiefen Stille un-friedet, einsam

und geruchsam, da falteten sich ihr die Hände im Schoße, das Haupt sank demütig und ergeben auf die Brust und die Nase schlief einen heiligen und erquickenden Schlaf.

Erhoben und gestärkt an Leib und Seele, verließ sie nach guter Zeit das Gotteshaus.

Von diesem Tage an ward sie um ihren Sonntagsgang nicht mehr verlegen. Ihres stillen Winkels blieb sie sicher, es mochte ihn nicht leicht einer aufsuchen, da er gar zu wenig Aussicht gewährte. Stundenlang konnte sie dort sitzen mit einem dieleibigen Weibchen auf den Knien. Milhselig entzifferte sie ein paar Vikten, bis ihr der Geist versagte; da setzte sie sich vor, das nächste Mal weiterzuschreiten in Wissen und Frömmigkeit, und in solch stürzesslichen Gedanken fand sie allemal wieder Ruhe und einen gesegneten Schlaf.

(Fortsetzung folgt.)

Der Geigenbau.

Von Friedrich Müller.

Die Geige ist ein Streichinstrument. Das heißt: sie ist ein Werkzeug zum Hervorbringen musikalischer Töne, bei welchem die Töne durch das Schwingen gespannter Saiten auf die Weise erzeugt werden, daß man die Saiten mit einem dazu geeigneten Bogen streicht. Dadurch unterscheidet sich die Geige von den übrigen „Saiteninstrumenten“, bei denen die Saiten teils durch aufschlagende Hämmer, wie beim Klavier und beim Hackbrett, teils durch ein Zupfen mit dem Finger oder mit einem Stäbchen, wie bei der Harfe, der Rithier, der Gitarre, der Mandoline zum Schwingen gebracht werden.

Nun sind es die Saiten nicht allein, welche tönen, da ihr Ton verschwindend schwach sein würde, wenn er nicht auf einen eigenen Schallkörper oder Resonanzkasten übertragen würde. Alle Saiteninstrumente besitzen einen solchen Schallkasten. Durch ihn wird die vom Physiker sogenannte schwingende Masse und hiermit die Stärke des Tönens vergrößert. Die Übertragung des Schwingens von den Saiten auf den Resonanzkörper ist überall ein gewichtiges Problem, insbesondere aber dort, wo der Ton von stählender Stärke und Dauer sein soll. Dadurch ergibt sich für die Geige eine größere Komplexität des Schallkastens, als bei den durch Schlagen oder Zupfen behandelten übrigen Saiteninstrumenten.

Vor allem wollen wir jetzt eine Geige von außen betrachten. Jede Geige besteht aus dem sogenannten Körper oder dem Korpus, also dem oben genannten Schallkasten, an dem wir eine Vorder- und eine Rückseite unterscheiden. Dort, wo die Wölbung die Geige ziemlich flach und am breitesten abschließt und wo sie der Spieler an seinem Halse hält, dort ist das Unten; gegenüber, wo die Geige spitz zuläuft, ist das Oben.

Drehen wir nun die Geige in unseren Händen hin und her, so fällt uns zunächst auf, daß sie rechts und links überall fast genau symmetrisch gebaut ist. Dagegen entsprechen sich das Vorne und das Rückwärts nur annähernd, aber doch so, daß uns die Außenfläche des Körpers vorne und die Außenfläche des Körpers rückwärts im großen Ganzen zu kongruieren scheinen. Die vordere dieser Flächen ist die Decke, die rückwärtige der Boden. Beide sind nach außen mäßig gewölbt; bei verschiedenen Meistern des Geigenbaues variiert diese Wölbung namentlich vorne verhältnismäßig beträchtlich.

Wir haben also mit Decke und Boden zu tun. Der Boden ist einförmiger, die Decke vielförmiger. Ihren mittelften Teil nennen wir die Brust, ihre anderen Teile die Backen; und zwar sind diese vier an der Zahl, in der Weise, daß wir Ober- und Unterbacken, rechte und linke Backen unterscheiden. Von den sich so ergebenden drei Hauptteilen der Decke (die dem Wesen nach im Boden wiederkehren) sind der Ober- und der Unter-

teil breiter, dagegen der Mittelteil beträchtlich schmaler, da er durch seitliche Ausschnitte in Form je eines großen C den Außenteilen an Breite nachsteht. Zwischen diesen sogenannten Ausschweifungen, die von vier Ecken begrenzt werden, finden sich an der Decke zwei Einschnitte, die dem Boden fehlen. Es sind dies die sogenannten F-Löcher. Das, was wir vorhin Brust genannt haben, liegt an diesen beiden Einschnitten. Die F-Löcher, auch genannt Schall- oder Tonlöcher, sind nicht nur dazu bestimmt, den Schall, wie er sich im Inneren des Körpers gebildet hat, leichter nach außen zu bringen, sondern sie sollen auch der Hemmung entgegenwirken, die der nahe Mund den Schwingungen der Brust bereitet. Sie enden oben und unten in breiteren Löchern, genannt Windungen oder F-Punkte, während ihre kleinen Unterbungen in der Mitte als Stegeinschnitte oder F-Nerven bezeichnet werden.

Verfolgen wir nun den höchstgewölbten Teil der Decke, die Brust, in seiner Fortsetzung nach außen, so sehen wir, daß die Wölbung allmählich abfällt, und zwar nach den Seiten rascher als nach oben und unten. Bevor wir den Mund erreichen, finden wir eine Hohlkehle, ausgefüllt mit einem aus zwei dunklen Strichen bestehenden sogenannten Negerchen (das auch in zwei Paaren von solchen Strichen vorkommt). Endlich sind wir am Munde angelangt, der also die schönere, der Geige eigene Kontur zeichnet. Er steht über die Seitenwände des Geigenkörpers ein wenig vor.

Mit dem Boden ist es in der Hauptsache ähnlich, nur einfacher. Die F-Löcher fehlen, die Wölbung ist geringer, doch der Abfall zum Munde mit Hohlkehle und Negerchen findet sich auch hier. — Wichtig wird nun die Verbindung von Decke und Boden. Sie ist gebildet aus ziemlich schmalen Wänden, den sogenannten Borgen, dünnen Holzbretchen, welche gemäß der Kontur der Geige gebogen sind. Entsprechend den drei Teilen, die wir an der Decke beschrieben haben, und deren jede aus einem Rechts und einem Links besteht, sind sechs Teile von Borgen vorhanden, auch „Biegel“ genannt: zwei Oberbiegel, zwei Mittelbiegel, zwei Unterbiegel. An den vorhin erwähnten vier Ecken treffen die Mittelbiegel mit den anderen Biegeln zusammen, in einer scharfen Schweifung nach außen. Die beiden Oberbiegel und die beiden Unterbiegel stoßen am oberen und am unteren Pole des Geigenkörpers zusammen, wobei aber an diesen beiden Polen je ein sogenannter Stock oder Klotz (Oberklotz und Unterklotz) befestigt sind an dem oberen Pole der sogenannte Hals eingesezt ist.

Der Hals ist dazu bestimmt, das Griffbrett und die eine Befestigungsstelle der Saiten zu tragen. Diese Befestigungsstelle der Saiten, also die obere, liegt in einem von drei Seiten geschlossenen, nach vorne offenen, sogenannten Wirbelkasten, durch dessen Wangen vier Löcher zum Aufnehmen der Wirbel gehohlet sind. Ueber die Wirbel werden die Saiten aufgerollt, und durch das Umdrehen der Wirbel werden sie gespannt. Der Wirbelkasten läuft zum Abschluß und zur Verschönerung in eine nach vorne gerollte sogenannte Schnelle aus. Die Saiten laufen von den Wirbeln über das Griffbrett, das nahe bis an die oberen F-Punkte heranreicht. Von da an schweben sie frei über der Brust der Decke bis dorthin, wo sie, ungefähr zwischen den beiden unteren F-Punkten, auf dem sogenannten Steg aufsteigen und dadurch wieder in ihren Schwingungen begrenzt sind.

Fenseits des Steges läuft der für das Tönen nicht direkt verwendete Rest der Saiten bis zu dem Saitenhalter, der mittels vier, nach oben verlängerter Löcher ihre Befestigung ermöglicht. Der Saitenhalter selber wird mittels einer starken Schlinge an einem Knopfe befestigt; dieser Knopf steckt zwischen den beiden Unterzargen in dem Unterklotz.

Damit hätten wir die gröberen Außenteile der Geige beschrieben. (Von den feineren Teilen seien nur noch die drei sogenannten Sättel erwähnt: der obere, über den die Saiten zum Griffbrett gelangen, der untere, über dem der Saitenhalter seine Befestigung findet, und endlich der Sattel des Saitenhalters, auf dem die Saiten knapp oberhalb ihrer

unteren Befestigung aufsteigen.) Nun plagt uns die Neugierde, wie denn die Geige im Inneren aussehend mag. Zu diesem Zweck gucken wir milhsam durch die F-Löcher hinein, können aber nichts Mecht erkennen, ausgenommen einen gedruckten Zettel, auf welchem der Name eines berühmten Geigenmachers samt Ort und Jahr steht, welcher Zettel für unsere gewöhnlichen Fälle mit aller Gemütsruhe als unecht betrachtet werden mag. Außerdem sehen wir noch unbestimmt den einen oder anderen Bestandteil, dem auf der Außenseite kein anderer deutlich entspricht.

Nun gibt es aber doch noch, selbst für weniger geschickte Hände, ein Mittel, um wenigstens einen flüchtigen Einblick in das Innere der Geige zu gewinnen. Spannt man nämlich die Saiten ab, und entfernt man den Saitenhalter mit seiner Schlinge von dem oben erwähnten Knöpfchen, so läßt sich dieses Knöpfchen, das zu derartigen Zwecken niemals verleimt sein darf, bequem herausnehmen. Die dadurch freigewordene Öffnung gestattet uns einen kleinen Einblick in das Innere des Körpers, ungefähr so, als ob wir einen schlecht gezeichneten Durchschnitt des Ganzen vor uns hätten. Vor allem sehen wir, daß die Geige im Inneren nicht ganz so symmetrisch ist, wie im Äußeren. Nichts von der Mittellinie, unterhalb des rechten Stegfußes und nahe dem unteren F-Punkte, steht ein Stöckchen, das wie eine Miniatursäule den Geigentempel zu stützen scheint. Es ist hauptsächlich dazu bestimmt, Decke und Boden auseinander zu halten, da durch den starken Druck des Steges im Gewicht von vielen Kilogramm die zarte Decke in die Gefahr des Einstürzens kommen kann. Außerdem hat dieses Stöckchen, der sogenannte Stimmstock oder die Stimme, noch eine Bedeutung für die Vervollständigung des gesamten Geigentones und wird deshalb auch die „Seele“ genannt. Ein Gegenstück zu ihr ist ein anderer, ebenfalls unsymmetrisch angebrachter Teil des Innenkörpers: der Balken oder Balzbalken. Es ist dies ein ziemlich langer, ungefähr der Wölbung der Decke gemäß gebogener Stab, der nicht wie die Stimme aufrecht zwischen Decke und Boden steht, sondern parallel an der Innenfläche der Decke angebracht ist und sie in ihrer Ebene auf ähnliche Weise schlingen soll, wie die Stimme sie senkrecht zu ihrer Ebene schlingt.

Suchen wir nun die Borgen im Inneren auf, so finden wir sie zwar in gleicher Gestalt wieder, jedoch unterbrochen durch die vier Klötzchen, die als „Stöckchen“ den Zusammenhalt der Borgen an den Ecken fördern, und durch die uns bereits bekannten Klöße an den Polen, den großen oder Oberklotz, den kleinen oder Unterklotz. Außerdem finden wir, daß die Borgen nicht so einförmig wie im Äußeren verlaufen, sondern daß sie innen in ihrem oberen (vorderen) und in ihrem unteren (rückwärtigen) Drittel Ausfüllungen tragen, die sogenannten Gegenborgen, Meischen oder Klippen, die jedoch jeweils nur bis zu den sechs Klößen laufen. Die Klöße sind gegen innen entsprechend abgerundet.

Das ist im wesentlichen die Beschaffenheit einer Geige.

Der Form nach nicht wesentlich anders sind diejenigen Instrumente gestaltet, die unter ähnlichen oder anderen Namen mit der eigentlichen Geige zusammen die Familie der Geigen im weiteren Sinne des Wortes bilden. Diese Familie denken wir uns ebenso zusammengesetzt wie eine menschliche Familie, deren Personen durch ihre verschieden hohen Stimmen instande sind, ein mehrstimmiges Lied zu singen. Den hohen Frauen- und Kinderstimmen, dem sogenannten Sopran, entspricht die Geige engeren Sinnes oder Violine, den tieferen Frauen- und Kinderstimmen die sogenannte Bratsche (weniger günstig Viola genannt), den mittleren und hohen Männerstimmen das Violoncello, und den tieferen Männerstimmen der Kontrabaß oder die Baßgeige oder der Violon. Mit diesen vier Arten der Geigenfamilie, von denen man gern die oberste in zwei Gruppen bringt, so daß auch ohne die schwerfällige Baßgeige gleichsam vier Geigenarten vorhanden sind, ist manche Ungleichmäßigkeit in das „Quartett“ oder „Quintett“ der Streichinstrumente eingeführt.

So besteht z. B. zwischen Bratsche und Violoncello ein etwas zu großer Abstand, oder anders genommen: die Bratsche unterscheidet sich zu wenig von der Violine. Außerdem möchte man das Violoncello tiefer haben u. dergl. m. Dadurch ist in die Geschichte des Geigenbaues und der Geigenkunst eine Reihe von Bestrebungen nach sogenannten „Äquivalenten Instrumenten“ eingetreten, also nach einer möglichst gleichmäßigen Verteilung der Größe und der Verwendbarkeit auf die Arten dieser Familie, so daß sie zugleich den menschlichen Stimmen besser entsprechen.

Für die hauptsächlichste Erklärung des Geigenbaues kommen diese Dinge weniger in Betracht. Der Hauptsache nach wiederholt sich das für die eine Art Gesagte auch für die anderen, nur daß immer die Dimensionen größer genommen werden müssen. Auch die Saiten sind insofern für uns überall von gleicher Bedeutung, als sie vier an der Zahl sind, die Verschiedenheit des Grundtones durch ihre verschiedene Länge, Spannung, Dicke und Dichte ergeben und im übrigen zwischen den Arten der Instrumentenfamilie eben nur wiederum Differenzen der Größe, besonders der Dicke, darbieten.

Um so mannigfaltiger ist die ganze Welt der Verfertigungskunst für eine dieser Instrumentenarten. Welt entfernt davon, hier etwa zum Bau der Instrumente anzuleiten zu können, müssen wir uns auf das Wichtigste beschränken und den Wissbegierigeren auf Literatur verweisen. Ueberdeneigentlichen Geigenbau, samt all dem hier nötigen Physikalischen usw., belehrt das Buch von Apian-Bennewitz: „Die Geige, der Geigenbau und die Vogenverfertigung“, 1892. Ueber die Geschichte der im Geigenbau stehenden Personen unterrichtet uns das Buch von v. Litgendorff: „Die Geigen- und Lautenmacher“, 1904. Ueber die Geschichte der Geige nach der Seite der Kunst im engeren Sinne des Wortes handelt das Buch von v. Wasielewski: „Die Violine und ihre Meister“, erste Auflage 1869, seither mehrfach aufgelegt; eine Ergänzung dazu bietet von demselben Verfasser: „Das Violoncell und seine Geschichte“, 1889.

Geigenbau ist vorwiegend Holzschnitzerei; und zwar handelt es sich um eine Holzschnitzerei, welche zu der feinsten und kunstvollsten gehört und bereits von vornherein hohe Anforderungen an das Material stellt. Das Holz muß das bestmögliche sein. Der Böhmerwald, insbesondere sein mittlerer Teil, liefert uns das beste „Klangholz“; und zwar ist dieses im allgemeinen umso besser, je höher es auf hartem Felsgesteine wächst. Dies für Deutschland. Für Italien kommen die Südhänge der Alpen

in Betracht. Das Holz muß aber nicht nur aufs beste ausgewählt, sondern auch aufs beste ausgetrocknet sein. Der Geigenmacher bezieht bereits ein möglichst ausgetrocknetes Holz und besitzt auch selber einen Trockenraum oder eine Vorratskammer zum Aufbewahren und weiteren Trocknen der Hölzer.

Nun handelt es sich um den Schnitt des Holzes. Erinnern wir uns daran, daß jeder Baumstamm, wenn wir jetzt von seiner verschiedenen Breite ab-

wöhnlichen Holzbedürfnisse Bretter auf die Welt daß wir in dem Kreise, den das Hirnholz bildet parallel dem Durchmesser und senkrecht zur Kreisfläche Bretter schneiden oder sägen, von dem natürlich die äußeren ganz schmal und die inneren am breitesten sind.

Weder jenes Hirnholz noch dieses Bretterholz ist die Schnittweise, die wir für die Bestandteile der Geige am besten brauchen können. Bietet

denken wir uns in jene Kreisfläche ganz schmal Kreisabschnitte bezeichnet, also annähernd Dreiecke deren gemeinsame Spitze in Mittelpunkte des Kreises in der Markhöhle des Stammes, und deren kleine Grundkanten in der Rinde liegen. Gemäß den Seiten dieser Dreiecke, also im Sinne von Strahlen, die aus dem Mittelpunkt nach außen laufen, schneiden wir nun Bretter, deren jedes jenen schmaldreieckigen Querschnitt hat. So bekommen wir Bretter, die auf der einen Seite ganz spitz zulaufen und sich nach der anderen, der Außenseite, mäßig verbreitern.

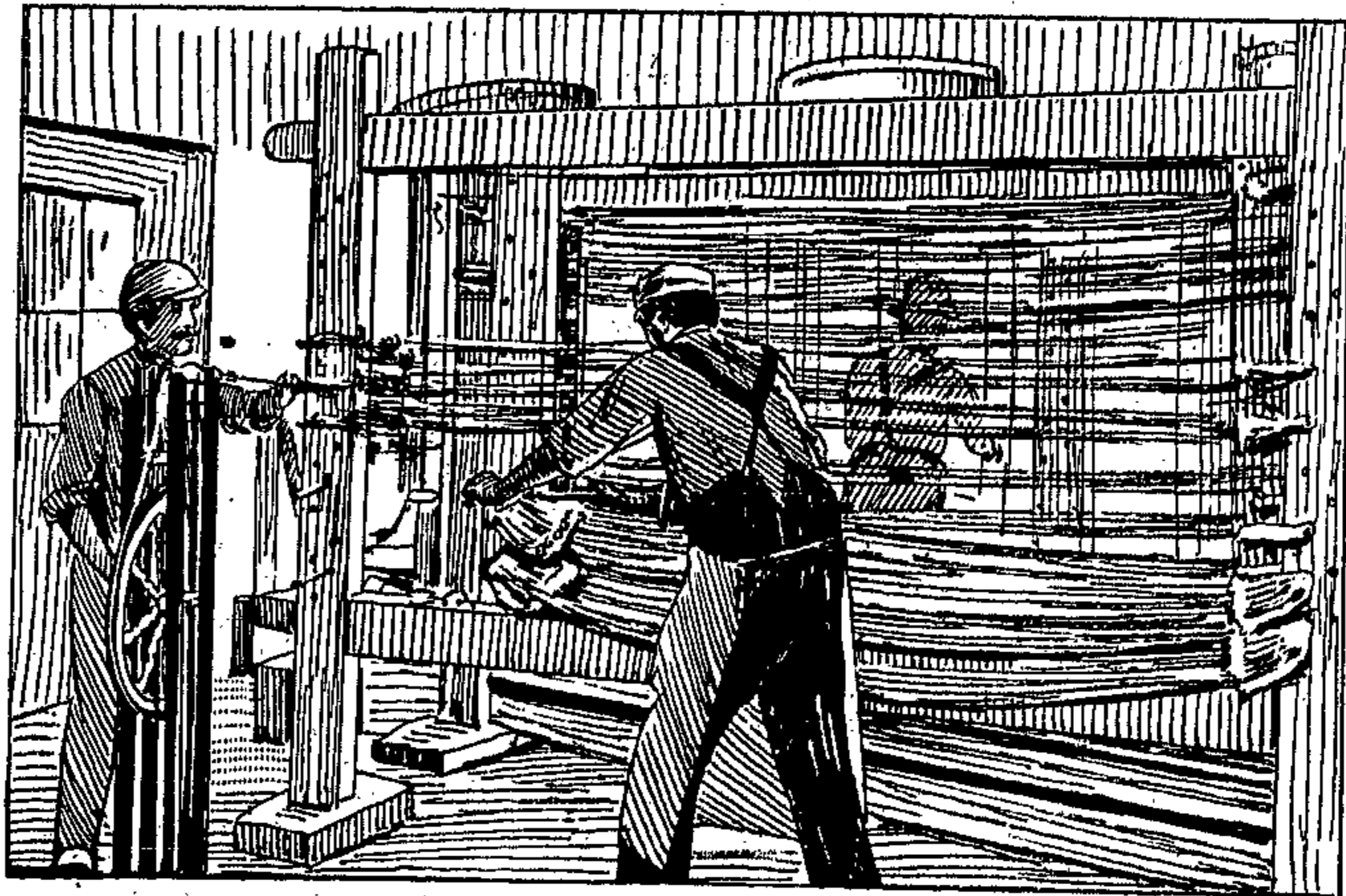
Dadurch haben wir die Grundlage geschaffen, daß die zwei Hauptteile der Geige, nämlich Decke und Boden, je eine verschiedentliche Dicke haben können.

Gemäß der früher erwähnten Wölbung sind nämlich die beiden „Platten“ des Geigenkörpers in der Mitte dicker und nach außen im allgemeinen dünner. Nun können diese beiden Platten jede entweder aus

einem ganzen, ungeteilten Holzstück bestehen, oder, wie es meistens der Fall ist, aus je zwei symmetrisch gleichen Teilen, die in der Mitte mit ihren stärkeren Teilen zusammenstoßen und eine sogenannte Mittelfuge bilden. In diesem Fall ist jede der beiden Hälften so zu nehmen, daß der äußere, nach der Rinde zu gelegene Teil des Brettes an die Mittelfuge zu liegen kommt, während der spitz zulaufende, innere Teil des Brettes gegen den Rand der Geige zu gerichtet ist. Nur müssen dann die beiden Hälften so gewählt sein, daß sie einander in Material und Schnitt genau entsprechen. Nimmt man dagegen zu einer der Geigenplatten ein einziges Stück, verzichtet man also auf die Mittelfuge, was natürlich, sozusagen der vornehmere Fall ist, so muß man das Brett von seiner Mitte an nach dem

dickeren Ende zu so in seiner Dicke verringern, daß es nach außen nunmehr ebenso dünn zuläuft, wie es von vornherein nach der Innenseite zu verläuft. Das ergibt einen etwas kostspieligen Abfall von Holz, macht aber das Werk wertvoller.

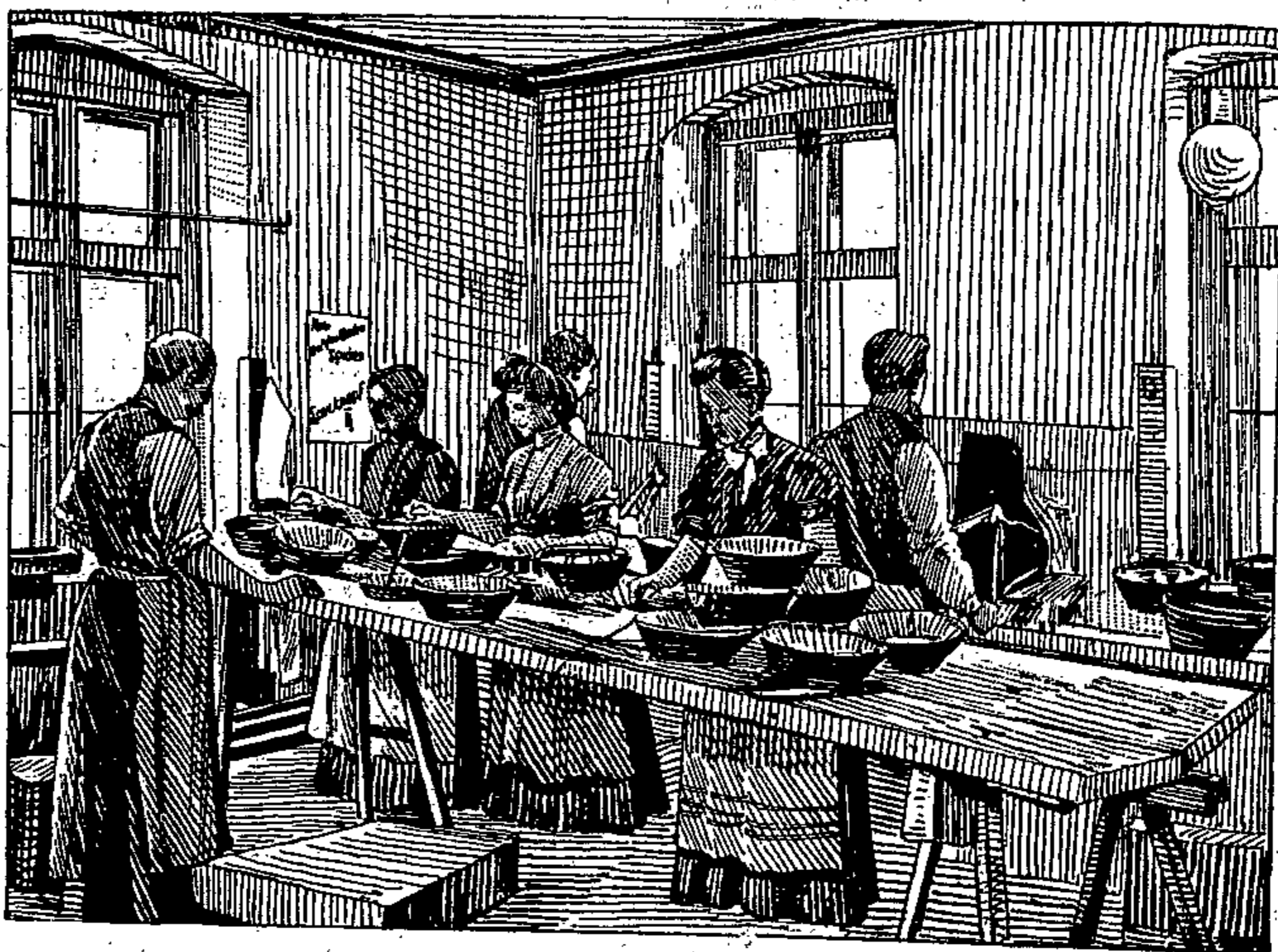
Diese Prozeduren beziehen sich auf die beiden Platten. Mit den übrigen Teilen der Geige, den Zargen, Klötzchen usw., hat man es insofern leichter, als dafür mannigfache Abfälle des Holzes eintreten



Das Drehen und Abreiben der Därme.

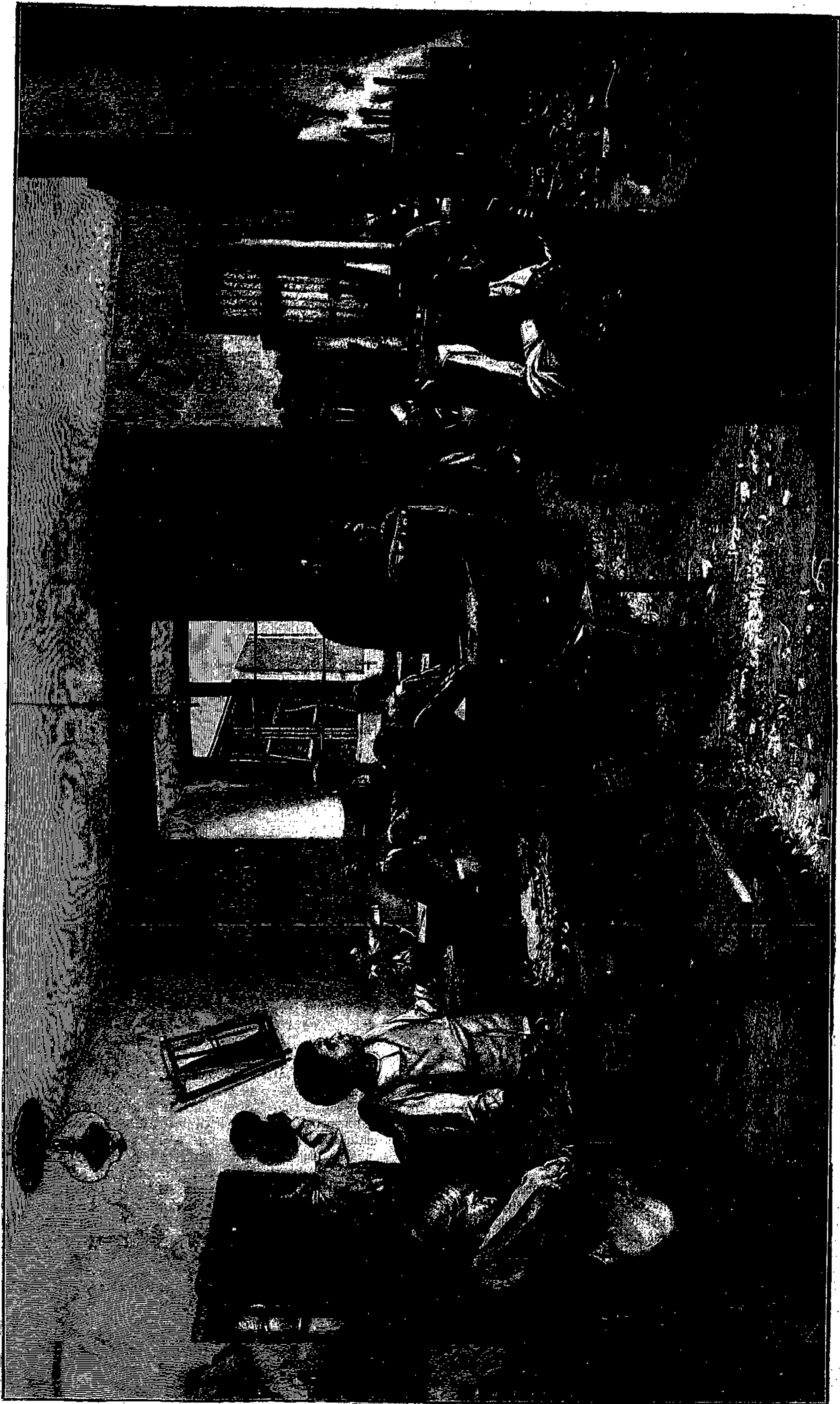
sehen, geometrisch genommen ein Zylinder ist. Dieser Zylinder kann in der Quere, parallel der Grundfläche, zerschnitten werden; dann haben wir den Querschnitt, der die technische Bezeichnung

haben, geometrisch genommen ein Zylinder ist. Dieser Zylinder kann in der Quere, parallel der Grundfläche, zerschnitten werden; dann haben wir den Querschnitt, der die technische Bezeichnung



Darmschleimerei.

„Hirnholz“ führt und z. B. gegenwärtig zum künstlerischen Holzschnitt verwendet wird. Auf diesem Hirnholze sehen wir in der Mitte das Mark, darum herum das eigentliche Holz im Kreise, mit sogenannten Jahresringen, an denen wir bekanntlich das Alter des Baumes abzählen können, dann nach außen eine holzähnliche hellere Schicht, den sogenannten Splint, an den sich endlich Bast und Rinde anschließen. Wir gewinnen nun für unsere ge-



Die Geigenbauschule im Mittenwald. Nach dem Bilde von C. Bennowitz von Loefen jun.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, K. & G., München.

können. Das Material des Holzes ist für die Decke, die ja in erster Reihe den Schwingungen durch eine große Elastizität entgegenkommen soll, welches Holz, für den Boden hartes Holz. Das letztere ist vorwiegend Ahorn, das erstere vorwiegend Tanne. Einzelne Bestandteile der Geige werden aus besonders feinem Holze gefertigt, beispielsweise das Griffbrett aus Ebenholz; Imitationen von solchem sind zu vermeiden.

Die meisten übrigen Bestandteile der Geige bedürfen gleich dem Boden gewöhnliches hartes, also vorwiegend Ahornholz.

Die Arbeit des Geigenbauers geschieht in seiner Werkstatt, wie wir es auf unserem Bilde sehen. Zur Ausstattung gehören hauptsächlich die Werkbank oder Hobelbank, dann die Schutzbank und schließlich die verschiedenen Werkzeuge, aufbewahrt in Werkzeugschränken, wie deren mehrere auf unserem Bilde an den Wänden zu sehen sind.

Die Werkzeuge sind im allgemeinen die eines Holzschnitzers überhaupt, jedoch mit einigen Besonderheiten, die der Geigenbau erfordert. Vor allem braucht der Geigenbauer für seine größere Arbeit Sägen, für seine feinere Arbeit verschiedene Schrüger und dergleichen. Unter den Sägen kommen natürlich insbesondere solche in Betracht, mit denen krumme Konturen geschnitten werden, namentlich die sogenannte Schweifsäge. Ein besonders feines Sägen ist die Saiten- oder Stahlsäge für das Verlängern der Saitenlöcher im Saitenhalter zu den sogenannten Saitenschulden, in welchen die Saiten mit ihrer unteren Befestigung liegen. Was im Großen mit den Sägen verarbeitet ist, muß größtenteils im Feineren mit den „Schrügern“ nachgearbeitet werden. Diese Schrüger sind Messerchen mit einem ungefähr dreieckigen Schneid-Ende. Den Schrügern ähnlich sind verschiedene Stemmeisen und Meißel, insbesondere solche mit gekrümmter Schneide zum Herstellen von Höhlungen. Daran schließen sich verschiedene Hobel, insbesondere metallene Schiff- oder Ovalhobel zum Abarbeiten gekrümmter Flächen; ein ganz eigener Hobel mit einer entsprechenden Krümmung an seiner Unterfläche wird für die Rundung der Stimme oder Seele benützt. Ein besonderes „Schneidzeug“ mit zwei durch Schrauben verstellbaren Schrügern dient zum Ausschneiden der Niderchen-Nehle.

Die Arbeit an der Schneide, eine der kunstvollsten Schrügereien überhaupt, verlangt eine ganze Reihe von Schrügern und Hohlseifen. Noch feinere Arbeit an den Platten, als durch die Schrüger und Hobel, wird durch die Ziehlinge geleistet, ein einfaches Stahlblech ohne Griff mit einem feinen, scharfen Grate, mittels dessen minimale Abschneidungen an den Platten gemacht werden können. Gerade diese Arbeit: die Herstellung der verschiedenen Dicken an den beiden Platten, insbesondere an der Innenseite der Decke, nimmt wohl die größte Kunst des Geigenmachers in Anspruch, und die Bruchteile von Millimetern, in denen sich die Verdünnung der Decke nach außen vollzieht, spielen in der Geschichte des Geigenbaues und speziell in der Kunst der klassischen Meister dieser Technik eine wesentliche Rolle. Unentbehrlich ist ein „Lasterzirkel“ zum Abmessen der jeweiligen Plattendicke, noch wichtiger aber die Routine des Arbeiters im unmittelbaren Erkennen der Dicken. Ein eigener „Stimmfeger“ läßt durch die F-Löcher des fertigen Geigenkörpers hindurch die Stimme einsehen.

Bei der großen Zusammengehörigkeit der Geige und bei der Wichtigkeit, welche gerade kleinen und kleinsten Bestandteilen eigen ist, kann man sich denken, wie gewichtig auch hier die Arbeitsteilung geworden ist. So gibt es z. B. eigene Fabriken bloß für die Anfertigung von Griffbrettern. Auch den Steg macht der eigentliche Geigenbauer meistens nicht mit eigener Hand, sondern bezieht ihn vom Spezialisten. So ist namentlich in neuerer Zeit die Geigenindustrie zu einer vielgestaltigen eigenen Welt geworden. Natürlich haben sich einzelne Orte zu besonderen Stätten des Geigenbaues entwickelt, begreiflicherweise mit dem Vorrang von Gebirgsorten, wie denn überhaupt die Holzschneiderei vorwiegend eine

Gebirgsindustrie ist. Abgesehen von dem klassischen Lande des Geigenbaues, von Itallen, haben das deutsche Reich in Markneufkirchen und auch Klingenthal (Sächsisches Vogtland), sowie in dem oberbayerischen Mittenwald, dann Frankreich in Mirécourt und Oesterreich in Gratzky und Schönbach (Böhmen) eigene Mittelpunkte der Geigenindustrie gewonnen. Für uns kommt Markneufkirchen insofern besonders in Betracht, als dort die Arbeitsteilung unter Beschaffung des bestmöglichen Materials, selbst aus fernem Ländern, auf eine möglichst hohe Stufe gebracht ist. Allerdings besteht dort auch eine geradezu schauerhafte Massenproduktion; doch neben ihr entfaltet sich auch eine würdige Kunst, die nach Kräften gegen das alte Vorurteil zu Gunsten der italienischen Instrumente ankämpft, unterstützt durch ein spezielles Gewerbe-Museum und durch eine Fachschule.

Nehmen wir nun an, daß die einzelnen Teile der Geige fertig oder halbfertig vor uns liegen, so folgt jetzt die Hauptsache: ihre Zusammenfügung. Diese kann dreifach geschehen: entweder man arbeitet aus freier Hand, d. h. ohne eine sogenannte Form, was allerdings das unsicherere Vorgehen ist, oder man arbeitet nach der Form. Da nun das Corpus der Geige ein Hohlkörper ist, so sind hier wiederum zwei Fälle möglich: entweder es ist eine Form da, welche den Hohlraum des künftigen Instrumentes vertritt, und um welche herum die Geige selber gebaut wird; oder man nimmt eine Form, welche um den künftigen gesamten Körper der Geige herumliegt, als „Außenkörper“, und in deren Innerem die Bestandteile zusammengefügt werden. Erstere ist das Arbeiten „über die Form“, letzteres das Arbeiten „in der Form“. Das Arbeiten in der Form ist das seltenere, doch gegenüber dem anderen kaum wesentlich minderwertig; das Arbeiten über die Form, also so, daß an Stelle des Hohlkörpers vorerst ein fester Körper vorliegt, ist das häufigere. In beiden Fällen besteht die Form aus Brettern, Schablonen usw., von hartem Ahornholz und von Metallblech, welche entsprechend übereinandergefügt sind und bereits die verschiedenen Wölbungen, Ausschnitte usw. darstellen; Modelle, „Zulagen“ und dergl. erleichtern einzelne Prozeduren.

Nun werden im einen wie im anderen Falle die Bestandteile der künftigen Geige, also Decke, Boden, Zargen usw., an die Form angelegt, hier noch vervollkommenet und dann entsprechend verleimt, was wiederum verschiedene, feine Künie verlangt, wobei natürlich das Arbeiten über die Form ein Herausnehmen der Form oder der Formteile zur richtigen Zeit verlangt. Die feineren Ausarbeitungen der Platten usw. können je nachdem unter dem Schutze der Form gemacht werden. Eine besondere Schwierigkeit ergibt sich durch das Biegen des Holzes, aus dem die Zargen bestehen sollen. Dazu dient ein eigenes ovales Eisen, welches auf einer Hohlrinne der Werkbank aufliegt; das Eisen wird erwärmt, die dünnen Zargenbrettchen werden am Eisen, speziell zwischen Eisen und Hohlkehle, gepreßt und durchgezogen, wobei der Betrag der Krümmung genau beachtet werden muß. Sind die Zargen fertig, so verbindet man sie auf die Weise, die sich durch unsere vorige Beschreibung der Gegenzargen, der Klöschchen usw. ergibt. Sind dann die beiden Platten und die Zargen samt den Schutzbestandteilen der letzteren aneinandergeleimt, so wird das Ganze durch Schrauben aneinandergepreßt und in diesem Zustande bis zum Trocknen des Leimes sich selber überlassen.

Nachdem so der Geigenkörper fertig und der Hals eingeleimt oder eingekietet ist, verlangt nun die Geige eine gefällige Färbung und Lackierung. Im Fall ordinärerer Arbeit wird das Holz, das ja annähernd weiß ist, außen zuerst gebeizt und dann erst lackiert. Das würdigere Vorgehen ist, auf das Beizen zu verzichten und die Färbung im Lack anzubringen. Was nun diesen betrifft, so gibt es sozusagen eine eigene Wissenschaft von ihm, und er hat beim Nachforschen nach den Gründen der Erfolge älterer Meister ganz besonders viel Kopfzerbrechen verursacht. Für uns können hier die Hauptangaben genügen. Der Lack muß trocken;

dieses Trocknen wünscht man in größerer Schnelligkeit, wenn man handwerksmäßig, dagegen langsam, wenn man besser arbeiten will. Ein schneller Trockner ist dem Spirituslack eigen, ein langsamer dem Oellack. Folglich wird letzterer in allen besseren Fällen verwendet; er besitzt auch vorzügliche Elastizität usw. Die Lackierung geschieht in mehreren Aufstragungen, und zwar gruppieren sich die Aufträge wieder mehrfach. Zuerst kommen Grundierungen, dann folgt der Farblack, ebenfalls in mehrfachen Aufstrag; sodann wird schattiert, heißt, der Farbanstrich wird abgetönt; und endlich gibt der Ueberzug- oder Polierlack, der ebenfalls schließlich noch eigens poliert wird, die letzte Veredelung.

Mit alledem ist nur immer dasjenige hergestellt, was den Schwingungen der Saiten teils die große Resonanz verschaffen und sie teils überhaupt ermöglichen soll. Die künftige Hauptsache, die Saiten selber, werden an die Geige ganz anders angelegt. Um nun die Saiten zu gewinnen, es wieder einen ganz eigenen Teil der Geigenindustrie: die Saitenfabrikation.

Saiten sind verarbeitete Schaf Därme. Im allgemeinen nimmt man an, daß die Därme der jüngeren Schafe, also der Lämmer, vorteilhafter sind als die von älteren Tieren; und da in Itallen besonders viel Lämmer geschlachtet werden, so schon dadurch die italienische Saitenfabrikation teils natürlich oder angeblich im Vorteil. Indessen wird dieser Vorteil durch anderes wettgemacht. Die Industrie von Markneufkirchen stützt sich auf einen ungeheuren und sorgfältigen Einkauf von Därmen in allen an Schafzucht reichen Ländern, bis hinauf nach Rußland. Noch immer werden die italienischen Geigenaiten von Künstlern bevorzugt, wenigstens Gunsten eines schöneren Klanges, während die deutschen Saiten auch bei den Liebhabern italienischer Saiten als dauerhafter zu gelten pflegen. Jedenfalls ist ein sehr einfacher Matschlag der, wenig auf die Herkunft und mehr auf die tatsächliche Qualität der Saiten zu achten.

Zwei unserer Bilder veranschaulichen einen Stadten der Saitenproduktion. Eine Hauptaufgabe in dieser ist die Reinigung der Därme, das heißt die Befreiung des Materials von allem Schleim und allem sonstigen Störenden, wozu noch das Bestreben kommt, die Saiten möglichst gleichmäßig glatt und durchsichtig zu machen. Die Därme werden vor allem in Wasser gewaschen. Dann folgt eine Reihe von Prozeduren, welche speziell zum Entschleimen dienen und vorwiegend von Arbeiterinnen, den sogenannten Schleim Mädchen, besorgt werden. Durch ein eigenes Schaben wird der Darm von seiner Innen- und seiner Außenhaut befreit, so daß nur das eigentliche Darmmaterial, die Muscularmembran, übrig bleibt. Diese Membran wird nun, wie unser Bild zeigt, in einem eigenen Raum und in eigentümlichen Sandsteinschalen chemisch gewaschen, mit verschiedenen aufeinanderfolgenden Lösungen. Auf jenem Bilde sehen wir überdies rechts hinwärts einen Arbeiter, der den Darm über eine hakenartige Vorrichtung zieht, wodurch ebenfalls zu dessen Reinigung beigetragen wird. Es folgt dann noch eine unvermeidliche Sortierung, und nun geht es an eine der wichtigsten Arbeiten heran: an das Halbieren der Därme. Die gewonnenen Hälften werden je nach der Dicke der Saite, die zustande gebracht werden soll, in vier und mehr, bis zu einhundert Stücken vereinigt. Nun folgt das Trocknen der Saiten, wozu besondere Rahmen mit Dreirädern dienen, wie wir es gleichfalls auf einem unserer Bilder zu sehen bekommen. Die letzte Veredelung des Produktes geschieht in Schwefelkammern und schließlich durch feines Säubern und Polieren.

Daß eine fertiggestellte und mit den richtigen Saiten bezogene Geige ausprobiert und eventuell noch gebessert werden muß, ist selbstverständlich. Weniger leicht zu beachten ist, daß schließlich die Qualität des erzeugten musikalischen Tones die oberste Instanz zur Beurteilung der Geige bildet. (Schluß folgt.)

Das Verborgene.

Erzählung von Franz Diederich.

Sie lag im Wächnerinnenhelm, das Gesicht von der schlummernden Zimmergefährtin weggewandt, und ließ den Blick auf einem kleinen, photographischen Porträt ruhen, das die Hand halb unter der sauberen Bettdecke verbarg. Die beiden Kindelein, jedes eine Woche alt, schliefen ganz still in ihren Standbüchchen. Man sah nur die Stiffengrübchen, in deren Tiefe die kleinen Stöpsel ruhten. Durch das Fenster blühte Mastkaster, matt-überfomnter Frühlingshimmel in den erwärmten, hellfarbenen Raum.

Nun regte sich's ein wenig in dem Bettlein, wo Selma Dachs' Erstling lag. Ein leiser, piepender Ton. Er weckte die junge Mutter aus wachem Traume. Sie sah hinhin.

Es blieb bei dem einen kurzen Laut. Der Kopf der Mutter, der sich leicht erhob, sank wieder ins Kissen. Etwas Helles quoll in den Augen auf, die eben so ernst gewesen. Etwas Frohes, ein trümmendes Lächeln fast, kam auf die Wangen. Die Hand raschelte unter der Decke und hob wiederum das Bild hervor.

Nun sah Selma viel leuchtender, sicherer den Männerkopf an, den es zeigte, dieses Gesicht mit den scharfgestellten, verlangenden Augen, dem kleinen Munde, der zwischen zwei entschlossenen Linien lag, und den kräftigen, eckigen Kiefern.

Selma sah immer nur die Augen, die hatte sie unzählige Male forschend befragt. Im letzten Frühling monatelang Tag um Tag in lebendiger Nähe, und dann . . . Dann verließ der allzeit unruhige Kurt Hoffert die Stadt, und es blieb der vereinsamten Selma — sie war wenig älter als zwanzig Jahre, in einem Bureau arbeitete sie als geschickte Maschinenschreiberin — es blieb ihr nichts als die lebendige Erinnerung und der Blick in die Augen des Bildes.

Immer stumm, immer grübelnder hatte sie diese Augen befragt. Monate waren vergangen, sie ließ nicht ab zu fragen. Bist du gut? In tiefster Seele gut? Und immer wieder dasselbe. Dasselbe an Fragen und Antworten. Und immer wieder ein Zusammenraffen, wenn die Antwort zögerte oder dumpf und befangen, unklar und unbestimmt blieb.

Selma hatte diesem Manne von ganzer Seele geglaubt und sie wollte ihm weiter glauben. Trotz alledem. Sie hatte niemandem gesagt, daß seit Monaten kein Brief von ihm gekommen war. Eine Zeit lang nach seiner Abreise hatte er geschrieben, ganz regelmäßig sogar, an bestimmten Tagen, und dann blieb auf einmal jeder Brief aus.

Am Tage nach der Geburt des Kindeleins, das Linien seines Gesichtes zeigte, war ihm eine Botschaft von einer Freundin Selmas zugesandt worden. Er war im Anstande, aber eine Antwort hätte seit zwei Tagen schon in Selmas Händen sein können. Und keine Antwort kam. Im still für sich geführten Kampfe hatte Selma sich in den harten Monaten, da sie das Kind trug, mit dem Gedanken gestärkt: diese Tage nach der Geburt würden beweisen, daß sie recht getan, als sie in einem tiefen, heiligen Gefühl glaubte: dieser Mann sei gut.

Dieser Glaube war überstark, er gab ihr selber Halt. Er hatte ihr Kraft gegeben: in den Monaten, die kein Verbergen ihrer Mutterschaft mehr zuließen, mit erhobener Stirn und freiem Blicke einherzugehen, ernst, fest und sicher, unzugänglich jedem demütigenden Blicke.

Nun waren die entscheidenden Tage gekommen. Und noch immer keine Antwort?

In den Gedanken drang etwas Unruhiges. Still, still! Selma legte die Hand mit sanftem Druck unter die Brust. Still, still! Und wieder fragte sie — aber dringender jetzt — in die scharfblickenden, verlangenden Augen des Bildes hinein, fordernd von den Fordernden: So spricht doch, spricht! Öffnet euch!

„Niesen Sie, Fräulein Dach?“ frug es verhalten von dem Nebenbette herüber, wo eine Arbeiterfrau lag.

„Ich? . . . Sprach ich?“

„Es klang so heftig.“

Ein paar Sekunden lag Stille im Raum. Dann sagte Selma langsam, freundlich: „Es war wohl nur ein Traum.“

*

Selma Dach war früh verwaist gewesen. Das schlaute, dunkle Mädchen war nicht eben eine Schönheit, aber einfache Sauberkeit gab ihr etwas, was sie ansehnlich machte. Und dann war da ein Zug von ihrem runderlichen Gesicht, der von Güte und Willenskraft zugleich zeugte.

Sie verstand es, ihren Willen durchzusetzen, oder doch um das, was sie sich vornahm, was ihr als das Rechte schien, zu ringen. Sie hatte Meinungen und ließ sich nicht ins Schlepptau nehmen. So kam es, daß sie sich früh und schnell und mit ausdauerndem Fleiß das Zeug für einen Beruf eroberte, der ihr immerhin freies Bewegen und Selbsthalten ließ, und daß sie als zentlich junges Ding das Haus der Pflegerinnen verließ und in eine fremde, unbekannte Stadt übersiedelte.

Sie war in ihrer Bureauarbeit brauchbar, hielt sich still und streng und schuf sich Respekt. Man behandelte sie achtsam, fast schon. Ein paar Tage hatten genügt, das Verhältnis zu ihrer Umgebung so zu gestalten, daß niemand ihr zu nah zu kommen wagte.

So blieb sie aber auch ohne engeren freundschaftlichen Verkehr. Liebchaften gab es in ihrem Lebensbuche schon gar nicht, Jahre lang.

Sie sah so kritisch auf alles neue, das in ihren Kreis trat. Zurückhaltend horchte sie, gab gemessene Antworten und hielt ihr Inneres zurück. Diese Sicherheit war ihr Natur. Sie hatte sie nicht mit schweren Erfahrungen erkaufen müssen, weil sie nicht vorschnell zutappte. Verührte ein Neues sie, so richtete sie leise und unauffällig die Blicke auf das Ungefamte, die dunklen Augen schienen dann größer und hielten eine ganze Weile das Ziel fest.

Ihre Umgebung kannte diesen langen Blick und flüchtete ihn. Er war niemals begeistert und niemals spöttisch. Ganz ruhig war er. Aber er prägte sich ein, und man wußte doch nicht, was aus ihm zu lesen war. Lob oder Tadel. Das quälte.

Und so kam's denn, daß man Selma Dach eigentlich nicht suchte.

Und doch gab es wieder ein angenehmes Gefühl, mit diesem Mädchen zu gehen und zu plaudern. Es mischte sich in dieses Gefühl so etwas wie Stolz und dann auch wie Verwunderung: man fühlte sich selber anders. Selma zwang ein ganz anderes Empfinden herauf, andere Wünsche brachte sie in Bewegung, oder doch: die gewohnten Wünsche gerteten in ganz anderer Art in Fluß. Man gab sich der Gefährtin hin und hütete sich ängstlicher als sonst, sich bloßzustellen, man suchte unwillkürlich sein Bestes zu bieten. Das ging ungezwungen, weil das Bedeuliche in Selmas Gesellschaft keine Gelegenheit fand, sich zu rühren. In solchen Augenblicken löste sich die gültige Freundschaft Selmas freier und voller aus, und in die langen, fragenden Blicke kam eine Wärme, die den Blicken das Quälende nahm oder doch milderte. Dann sah man so recht, daß diese Blicke in Wirklichkeit nichts unbequem Kritischeres, kein sähes oder hartes Gebieten oder Verbieten hatten. Sie waren nur der Ausdruck gesteigerter Anteilnahme, ein Aufnehmen, das sich mit irgend etwas neuem sättigte. Urteile pflegten sich für Selma erst später aus dem Aufgenommenen zu bilden, und dann folgte sie den gezogenen Schlüssen, ihrer Zustimmung oder Ab-

lehnung mit einer Festigkeit, die sich gegen ein Schwanken fast eigenstunig wehrte.

Aber wer so sehr aufmerkende Augen hat, wie sie, dem bleibt der innere Kampf mit feinem Auflösen und Neubilden der Urteile nicht erspart. Gerade an Kurt Hoffert sollte sie's erfahren.

*

Kurt Hoffert als Buchhalter in einer anderen Abteilung des Bureaus beschäftigt, in dem Selma Dach schrieb, war ein frischer, anstelliger, lebhafter Mensch. Er zählte wenig mehr Jahre als Selma. Von seiner Umgebung stand er dem ganzen Wesen nach ab.

Ein fleißiger Schaffer war er, raslos in Bewegung, einer, dem die Arbeit ein Spiel war. Arbeitete er, so sah er mit gespanntem Ernst, eine scharfe Falte zwischen den dunklen Brauen und den schmalen Mund fest geschlossen, auf sein Papier. War eine Arbeit erledigt, so sprang er aus dem Ernst unvermittelt in irgend einen tollen Einfall über. Er war kaum eine Woche im Bureau, so galt das Zimmer, in dem er saß, als die lustige Ecke. Aber man ließ ihn gewähren, denn die Arbeit slog ihn von der Hand.

Wald auch war's ruckbar, daß er draußen als lockerer Abenteuerer seiner Lebenslust toll die Biegel schloßen ließ. Es bot sich ihm: mißlos hatte er Blick bei Frauen und Mädchen, sie hingen ihm an den Fingern, und er griff unbekümmert zu. Er trieb die Liebe wie andere Alotria und quälte sich nicht mit Schmerzen. Ob sie ihm überhaupt je eine ernste Stunde bereitet hatte? Wer ihn danach gefragt, hätte sicher einen argen Wisß gehört. Aber es fragte auch niemand. Ernst kam in seiner Nähe gar nicht auf. Deshalb machte sich auch Selma Dach nichts aus ihm.

Still sah sie über ihn weg und zuckte nur fragend mit den Schultern, wenn andere Mädchen schwärmerisch sein Lob rebeten.

Sie empfand nicht, daß er anders wäre als die vielen anderen seiner Sphäre. Es stecken nur viele von derselben Sorte in ihm, dem einen. Gehäut und gedrängt trug er ihre Eigenschaften. Wie ein überfüllter, siedender Kessel, der immerfort Blasen unterm Deckel vorspringen läßt. Aber die Blasen sind doch immer nur Wasser. Wirklich, sie konnte kein Wundertier in ihm sehen. Und daß so viele Mädchen, die ihr gleichgültig blieben, weil sie so gar nichts zu bieten hatten, nicht vergebens zu schwachen brachten, sondern sichtlich schnell Erhöhung fanden, das steigerte Selmas Mißhe gegen ihn nur noch mehr, bis zur Abneigung. Namentlich, als er's fertig gebracht hatte, auf einem Sommerausflug dem Bureaukollegen Mohr, einem dünnen, piependen, gänzlich unbeholfenen Menschen von fast dreißig Jahren die Braut abspensig zu machen.

Vor den Augen der Gesellschaft entwickelte sich der tolle Streich. Aus einer übermühtigen Hänselei wurde grausamer Ernst. Der Ball Uebermut slog einmal, und was durch die Luft saust, ist nicht zu halten.

Mohr wurde zum Spott, alles Gelächter ergoß sich über ihn, und er konnte sich nicht wehren. Was seine Gegenwehr tat, wirkte bloß komisch und goß geradezu Del ins Feuer der Spötkerei. Sein Gänschen Brant war halb belustigt, halb verlegen — sie sah, daß er komisch war, aber sie verstand nicht, ihm beizuspringen oder der Sache mit einem Wort ein Ende zu machen. Sie lachte schließlich selber mit, und Hoffert, um Mohr noch toller zu reizen, brachte sie leicht auf seine Seite. Er riß zuletzt ihren Kopf herum und küßte sie — sie küßte ihn lachend wieder. Bläß starrte Mohr auf die Zwei. Die Tischrunde schrie vor Vergnügen. Aber da sprang Selma auf:

„Herr Hoffert, das ist eine Noheit!“

Ihr Blick ruhte heftig und schwer auf ihm. Donner auch, dieser Blick! (Fortsetzung folgt.)

Neues Leben.

Nach diesen Tagen ohne Glanz
Nun durch die Welt ein Sehnen zieht
Nach wilder Frühlingsstürme Tanz,
Nach Licht, nach einem Lerchenlied! ...
Nach diesen Tagen ohne Laut
Lockt's Dich aus engem Heim und Haus. —
Es lauscht Dein Ohr, Dein Auge schaut
Hinaus. —

Welt! ... Weit liegt's um Dich ... Werdefroh
Weht Wald und Feld schon ihr Gewand, —
Stampft auch der Winter kalt und roh
Noch durch's gefror'ne Schollenland.
Schon will die Weide Kätzchen dreh'n,
Die Birke wölkt ein roter Hauch,
Und goldig-grüne Wimpel weh'n
Am Haselstrauch.

Und wo das Eis, der Schnee zerrann,
Da lugt's ans Licht wie brauner Samt.
Ein herber Odem weht Dich an,
Der alle Sinne Dir entflammt.
Die Fernen dämmern blau und schwer
Und sind von einem matten Glanz.
Das Leben rüstet um Dich her
Zum Frühlingsanzug.

Es lauscht Dein Ohr, Dein Auge schaut,
Was unsichtbar rings wirkt und schafft.
Und Deine Sehnsucht jubelt laut
Das Lied der Kraft,
Der Kraft, die Dir im Blute braust,
Die leuchtend funkelt Dir im Blick.
Greif' zu, und fass' mit fester Faust
Dein Glück! —

Ludwig Lessen.

Brottaxe und Fleischschau. Eine wichtige Bestimmung, die im Mittelalter den Käufer vor Uebervorteilung zu schützen suchte, war die Einführung der sogenannten „Tage“, nach denen in fast allen Städten die Preise für die unentbehrlichsten Lebensmittel und Nahrungsmittel polizeilicherseits festgesetzt waren. Die Brottage z. B. versuchte ein bestimmtes Verhältnis zwischen Preis und Wert des Brotes festzusetzen, das sich auf eine genaue Berücksichtigung der Preise der Rohstoffe gründete. Damit man die Preise nun auch gewissenhaft fixieren konnte, wurde von der Obrigkeit ein Probebrot vorgeschrieben, d. h. das neu geerntete Getreide wurde unter Aufsicht der Behörde verbacken und geprüft, um den richtigen Preis festzusetzen. So wie es Wein-, Bier-, Apotheker-, Bäcker-, Schlächter-, Seiler-, Wöttcher-, Brauntwein-Schauen gab, so gab es auch ebensolche Tage. In Eplingen durften 1370 die Fleischer ein Pfund Bratwurst nicht teurer als für 5 Heller verkaufen. In Basel mußte im 15. Jahrhundert, wenn das Viertel Korn 1 Pfund Pfennige kostete, ein gut gebadenes Weißbrot 14 Lot, ein Kornbrot 18 Lot wiegen. In Thüringen kostete die Elle „zwickischer“ (Zwickauer) und Neustädter Tuch 1511 5 Groschen 3 Pfennige, lindisches Tuch (London) die geringste Sorte die Elle mindestens 12 Groschen. Die feinste niederländische Leinwand hatte pro Elle einen Preis von 1 1/2 Groschen. Für eine Schaufel zahlte man 1512 2 Groschen, für eine Axt 4 1/2 Groschen, für eine Sichel 6—9 Pfennige usw. Die Brottage wechselte sehr häufig, je nach den Ortsbestimmungen, bald vierteljährlich, bald monatlich, ja sogar vierzehntägig.

Die fast für alle Städte wichtigsten „Schauen“ waren die Brot- und die Fleischschau. Die Brotschau wurde von hierzu eigens angestellten städtischen Beamten ausgeübt. Um es den Bürgern möglichst bequem zu machen, wurden Brotwagen öffentlich aufgestellt, auf denen man alles auf den Markt gebrachte Brot nachzog. Die Brotmeister konnten zu jeder Tageszeit und so oft es ihnen beliebte revidieren. Neben ihrem Gehalt floß ihnen noch der Erlös des mindertwertig befundenen Brotes zu oder auch eine festgesetzte Geldsumme, die sie von dem unredlichen Bäckermeister einziehen durften. Weigerte sich der Bäcker, zu zahlen, so wurden ihm seine Brote durchgeschnitten. Daß solche strengen Maßregeln nötig waren, um den Käufer vor Uebervorteilung zu schützen, zeigt ein Beispiel aus dem

Jahre 1815 in Nürnberg, wo man mit einem Male eine Waise von 800 Gulden von den verschiedenen Wäckern einziehen konnte, deren Brote nicht das richtige Gewicht hatten. Die Fleischschau wurde dadurch den überwachenden Behörden erleichtert, daß man das Schlachten des Viehes nur in den von der Stadt erbauten Schlachthäusern erlaubte. 1270 hatte schon Regensburg eine zwangsweise Schlachthausübung. Für diese Bestimmung lagen natürlich wichtige, sanitäre Gründe vor. Auch die Mehllichteit wurde dadurch sehr gefördert, denn der gerade beim Fleischerhandwerk durch Abfälle entstehende Murrat wurde durch den Fluß oder Kanal weitergeführt, über dem die Schlachthäuser gewöhnlich erbaut waren. In diesen städtischen Gebäuden wurde auch das Vieh genau auf seinen Gesundheitszustand hin untersucht und dadurch der Verkauf von krankem, schlechtem Fleisch verhindert. Wenn die Fleischtage nicht nach dem Wunsche der Fleischer ausfiel, pflegten sie zu streiken, indem sie das Schlachten ganz einstellten. Die Maßnahmen, die der Magistrat dann ergriff, bestanden darin, daß er jedem Bürger erlaubte, zu schlachten; dann nahmen aber die Schlächter meistens ihr Handwerk rasch wieder auf und gingen mit den Preisen herunter. Das für den öffentlichen Verkauf bestimmte Brot wurde auf dem Brotmarkt oder in den sogenannten Brotbänken feilgeboten. Die Brotbänke bestanden aus langen Tischen, die an geschützten Stellen, meistens in den „Lauben“ aufgestellt waren. Das Anpreisen und Kundenheranziehen scheint man im Mittelalter nicht besonders geliebt zu haben, denn es war den Brotverkäufern untersagt, hinter dem Tisch hervorzutreten und durch Urufen und Anpreisen die Aufmerksamkeit der Käufer auf sich zu ziehen. Im Falle einer Feuerung, eines Ereignisses, das im Mittelalter mit seltenen ständigen Kriegen und wenig entwickelten Handelsstraßen nicht allzu selten eintraf, mußte der Bäcker ohne Verzögerung gegen Pfänder das Brot liefern. Hatte der Käufer sein Pfand nicht nach 14 Tagen ausgelöst, so hätte der Bäcker das Recht, es zu verkaufen, mußte aber das, was er über seine Forderung erhielt, an den Schuldner abliefern. Die Bäcker wurden von der Obrigkeit angehalten, eine bestimmte Menge Brot zu backen, und in sehr vielen Städten war es untersagt, nach anderen Orten hin Brot auszuführen.

Der Fleischverkauf ging unter denselben Bedingungen vor sich wie der Verkauf des Brotes; die „Schau“ und die „Tage“ mußten erst ihre Schuldigkeit getan haben. In den meisten Orten war der Verkauf von finnigem Fleisch verboten. Eine hohe Strafe stand darauf, Kalbfleisch ins Wasser zu legen, um es gewichtiger zu machen; es war auch untersagt, Futter zur Schnellmast zu benutzen, das dem Fleisch ein fettes Aussehen gab, obgleich es ihm tatsächlich am nötigen Fette fehlte. —

Das Ohr der Wale. Die Wale sind stumm wie die Fische, nur von dem Buckelwal weiß man, daß er zur Brunstzeit weithin schallende Töne ausstößt, die denen einer Dampfpeife nicht unähnlich sind. Die Stimme umfaßt die ganze Tonleiter; sie beginnt in sehr tiefen Tönen, um zu sehr hohen anzusteigen und dann wieder mit tiefen zu enden. Alle anderen Wale sind stumm; man möchte daraus schließen, daß auch ihr Gehör wenig entwickelt wäre. Die Wale vernehmen aber doch Geräusche, allerdings vorwiegend solche, die im Wasser erzeugt werden. Denn die Laute, die in der Luft erzeugt werden, machen auf die Wale keinen Eindruck. Diese großen Tiere haben ja auch außerhalb des Wassers und in der Luft, allerdings mit Ausnahme des Menschen, keinen Feind, den sie zu fürchten hätten, keine Beute, die sie hier zu erlangen sich bemühen. Sie sind ganz und gar Wassertiere, und da ist es immerhin verständlich, daß sie nur Töne vernehmen, die durch das Medium des Wassers zu ihnen dringen. Starkes Bewegen des Wassers müssen daher die Walfänger vermeiden. Andererseits lassen sich die Tiere durch absichtliches Lärmendes Plätschern im Wasser nach der Küste treiben. Jedenfalls haben die Wale bei ihrem Uebergang zum Wasserleben den Gehörstimm nicht verloren, wenn man auch nach den vorliegenden Beobachtungen annehmen möchte, daß er etwas reduziert oder wenigstens einseitig ausgebildet sei. Damit würde die Verfümmelung des äußeren Ohrs übereinstimmen, das nur in sehr dürftigen Rudimenten erhalten ist. Allein aus den Untersuchungen, die Georg Voeninghaus in den „Zoologischen Jahrbüchern“ über das Ohr eines Zahnwales, des bekannten Braunschweiger der Nordsee, angestellt hat, geht hervor, daß das innere Gehörorgan des Wales eine ebenso gute Ausbildung besitzt wie das Ohr anderer Säugetiere. Eine einfache Oeffnung in der Kopfhaut führt durch den Gehörgang in das innere Ohr. Dieses besitzt alle die einzelnen Teile, aus

denen der Gehörapparat der höheren Tiere aufgebaut ist. Doch sind die Teile in Anpassung an das Wasserleben noch mit Einrichtungen versehen, welche die Schallbildung und Aufnahme der Schallwellen erleichtern. Diese Umwandlung, die nicht in den Kümmerungen, sondern im Gegenteil in zweckmäßiger, besserer Ausbildung des Gehörorgans besteht, beweisen, daß die Wale sehr gut hören müssen. Sie ist ihnen auch der Gehörstimm im Wasser von größtem Nutzen. Das Gesicht ist ja bei den Walfaltern wenig entwickelt, die Augen sind klein. Das hängt wiederum damit zusammen, daß die Tiere an der Welt außerhalb des Wassers wenig Interesse haben. Denn der Mensch, jeht einer ihrer fürchtbarsten Feinde, ist ihnen wohl erst seit historischer Zeit im Meeres, zu denen sie oft hinabtauchen, kaum ihnen das Auge ebenfalls wenig nützlich. Auch der Geruchssinn ist nicht scharf. Die Wale riechen nicht ebenso gut wie die Fische. Damit steht in Einklang, daß bei ihnen der Nieschmerz ganz rudimentär ist, während er bei den Fischen eine gute Entzündung bewirkt. Schließlich ist das Gefühl bei den Walfaltern außerordentlich sehr stumpf. Die Haut ist sehr nervenarm, wiederum im Gegensatz zu der der Fische, die einen vortrefflichen Hautsinn besitzen. Dagegen trägt der Wal einen dicken Ruff, seine Haut unempfindlich wie die eines Flußpferdes. Bei dieser geringen Ausbildung der übrigen Sinne wird das Gehör für den Wal von größter Bedeutung, um wir verstehen danach den komplizierten anatomischen Bau des Ohrs. Das Gehör orientiert das Tier über alle Vorgänge, die sich im Wasser ereignen. Es vernimmt die Geräusche, welche die verschiedenen Tiere beim Schwimmen verursachen, es hört das Klauschen der Brandung, die ihm die Nähe der Küste mit ihren Gefahren verkündet, kurzum, das Gehör erfährt dem Wal alle anderen Sinne. —

Die Zentrale der Schwarzwälder Uhrenindustrie ist die malerisch gelegene, von einer Burgruine überlagerte Stadt Schramberg, nahe dem romantischen Tal der Verne mit zahllosen schneebedeckten Granit- und Porphyrfelsen. Dort befindet sich das Uhrenmuseum (eigentlich „Deutsches Museum für Zeitmesskunst“), das ein Sammelbild der gesamten Entwicklung dieses Industriezweiges von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, nach der wissenschaftlichen und kunstgewerblichen Richtung, gewährt. Es umfaßt mehrere Sammlungen, darunter die prächtige von Marfels-Berlin. In den Kuriositätenkabinett zählt ein achtkantiger hindostanischer Pilgerstab, der Neuleug am Himalaya von einer Karawane erwarb. Der Schatten eines Stäbchens, das obwagerecht eingestückt wird, fällt bei senkrechter Haltung des Pilgerstabs auf die Stundenlinien, die in die 12 Monate auf den Seitenflächen in Sanskrit eingraviert sind. Aus dem Jahre 1300 stammt die älteste der massiven, schwerkfalligen Turm- und Glockenuhren, aus dem Ende des 17. Jahrhunderts ein norddeutsches Kunstwerk, auf der bei Tag eine goldene Sonne, bei Nacht ein silberner Mond die Stunden weist. Zahlreiche kalendrische Verhältnisse und Vorgänge werden von ihr angegeben; nach jeder Stunde spielt sie einen Choral; sie kann zu jeder der 18 Musikstücke zu Gehör bringen. In reichster Manierfolligkeit nach Material, Schmuck und technischer Vollendung sind die Taschenuhren vertreten, die älteste, in Form einer kleinen Trommel, dem Nürnberger Peter Henlein selbst zugeschrieben wird. Humoristisch wirkt eine Laterne mit Kerze und dochabschneidendem Scherchen, die beim Erflingen einer Bedrohlichkeit einen Langschläfer im anstehenden Schlafzimmer sichtbar werden läßt. Das Hauptstück des Museums aber ist die für die Pariser Ausstellung 1900 erbaute Riesenkunstuhr ein kapellenähnliches Gebilde, an dessen Fuß die schreibende Chronika mit Adler, darüber Propheten und Apostel, in der Mitte eine kleine Bühne, woran mittels Holzfiguren, die von sogenannten Herrgottschützern kunstvoll ausgeführt sind, Szenen aus der Passionsgeschichte mit musikalischer Begleitung durch die Uhrorgel zur Darstellung kommen. Darüber erhebt sich in Turmform die eigentliche Uhr mit der großen und kleinen Himmelslichtern nebst der Erdkugel in ihrer 24stündigen Achsendrehung. Zahlreiche Figuren und Embleme versinnbildlichen Industrie, Handel und Verkehr und ihre modernen Hilfsmittel. Dieses Uhrenmuseum wird demnächst dem Württembergischen Landesgewerbemuseum in Stuttgart einverleibt werden, dem es sein Besitzer der Schramberger „Uhrenkönig“ Junghans, kürzlich überwiesen hat. —

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.